

Individualisierung, Pluralisierung, Postfamiliarisierung: dramatische oder dramatisierte Umbrüche im Modernisierungsprozess der Familie?

Hettlage, Robert

Veröffentlichungsversion / Published Version

Zeitschriftenartikel / journal article

Zur Verfügung gestellt in Kooperation mit / provided in cooperation with:

Verlag Barbara Budrich

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Hettlage, R. (2000). Individualisierung, Pluralisierung, Postfamiliarisierung: dramatische oder dramatisierte Umbrüche im Modernisierungsprozess der Familie? *Zeitschrift für Familienforschung*, 12(1), 72-97. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-291123>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-SA Lizenz (Namensnennung-Weitergabe unter gleichen Bedingungen) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-SA Licence (Attribution-ShareAlike). For more information see: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0>

Robert Hettlage

„Individualisierung, Pluralisierung, Postfamiliarisierung. Dramatische oder dramatisierte Umbrüche im Modernisierungsprozess der Familie?“

Zusammenfassung

Mit Hilfe der Konzepte „Individualisierung“ und „Pluralisierung“ konstatieren viele Sozialwissenschaftler weitgehende Veränderungen in Richtung auf eine „postfamiliäre“ Gesellschaft. Diese Feststellung wird von der öffentlichen Meinung meist begierig aufgenommen. Hingegen können die empirischen Forschungen zur Familiensoziologie diese Entwicklung bisher nicht bestätigen. Das zweifellos gegebene Anwachsen alternativer Lebensstile bewegt sich nämlich in Größenordnungen, die es nicht rechtfertigen, diese Phänomene zu zentralen Formen des Zusammenlebens jenseits der Familie aufzuwerten.

Schlagworte: Individualismus, Pluralisierung, alternative Lebensformen, postfamiliäre Gesellschaft.

Abstract

Very often contemporary social theory claims that „individualism“ and „pluralism“ are directing modern societies towards a „postfamiliar“ stage. Public opinion is unanimous in following this description. Yet empirical research in family sociology cannot confirm this outcome. Though alternative lifestyles are growing in importance, the order of magnitude up to now does not allow to assign them the value of a central form of cohabitation.

Keywords: Individualism, pluralism, postfamilism, alternative lifestyles.

Ausführungen zum Modernisierungsprozess der Familie versprechen nach Jahren intensiver Diskussionen in der Öffentlichkeit zunächst wenig Neues. Denn sie scheinen in beinahe schon traditioneller Form ein Problem umreißen zu wollen, das alle aufgrund ihrer alltäglichen Erfahrung schon längst kennen oder zu kennen meinen. Die Leitbegriffe des Themas wie „Moderne“, „Individualisierung“ und „Pluralisierung“ sind beinahe schon zur abgegriffenen Münze des Alltagsgeredes oder zur „soziologischen Gebetsmühle“ verkommen.

Kann Wissenschaft gegenüber diesem sich schon verfestigenden Alltagswissen überhaupt noch etwas Neues sagen? Und wenn ja, dann scheint es sich auf Bertrand Russels trockenes Diktum zu verkürzen, dass die Familie nun ganz offen-

kundig als ein „Überbleibsel einer unspezialisierten Vergangenheit“ erscheine, „als sich jeder seine Schuhe noch selbst herzustellen hatte“.

Dennoch sehe ich zwei Möglichkeiten, soziologisches Orientierungswissen in die Debatte zu werfen:

- (1) Durch die bescheidene Erkenntnis, dass Wichtiges – sofern es sich bewahrheitet – eben immer wieder gesagt und bedacht werden muss, und
- (2) durch die Tatsache, dass hinter dem alltäglichen, „fraglos“ Bekannten immer wieder neue Fragen und Interpretationen auftauchen, nämlich diejenigen, ob sich das „Gewusste“ wirklich so verhält, wie wir es – oberflächlich gesehen – meinen.

Da wahrscheinlich beide Versionen ihre Richtigkeit haben, wird es wohl unvermeidlich sein, ganz konventionell-wissenschaftlich an die Arbeit zu gehen und zu fragen, ob und inwiefern die Familie einem Modernisierungsprozess ausgesetzt ist, ausgesetzt sein muss und wie man sich zu dieser Tatsache zu stellen hat.

Da aus Gründen der gebotenen Knappheit nur die wichtigsten Aspekte kurz skizziert, aber kaum vertieft analysiert werden können, sollen im folgenden nur drei aus dem Gesamtthema entnommene Gesichtspunkte zur Sprache kommen:

- (1) die Bedeutung der Moderne,
- (2) die Dynamik des Modernisierungsprozesses und ihr Einfluss auf die Familie,
- (3) die Frage, ob der unterstellte „Kesseldruck“ die moderne Familie zur Explosion bringt oder nicht.

A) Der Weg von der traditionellen zur postmodernen Gesellschaft

1. Die Kennzeichen der vormodernen Welt

Wer von „der Moderne“ reden will, tut gut, dahinter die Kontrastfolie der vormodernen Gesellschaft aufzuspannen. R. Nisbet zufolge (1966, S. 23ff.) stützte sich die traditionale europäische Gesellschaft auf 6 Säulen:

- (1) das ländliche Leben,
- (2) die Familien- und Verwandtschaftsnetze,
- (3) die lokale Gemeinde,
- (4) die ständischen Grenzziehungen,
- (5) die Monarchie und
- (6) die Religion.

Sie waren die Koordinaten der Wirklichkeitsdeutung und ordneten deswegen den gesellschaftlichen Raum, d.h. Statusverteilung, Machtchancen und Wohlstandsgelassenheiten. Wie Patricia Crone (1992, S. 180) meisterhaft gezeigt hat, waren diese Säulen keineswegs Inbegriffe von Ultrastabilität, wie wir es heute oft darzustellen belieben, sondern auf bewusste Selbstkontrolle, Wettbewerb der Mächte, Verhandbarkeit der Positionen, Leistung und Gegenleistung, Kampf um Autonomien

und Selbstverwaltung – kurz auf eine „Mischzivilisation“ ausgelegt, so dass sich die Einheit dieses Ordnungsgefüges tendenziell kaum halten ließ. Die erstaunliche Lebensdauer der vormodernen Welt war folglich immer von großen latenten Spannungen, offenen Auf- und Ausbruchbewegungen begleitet: Zwischen Stadt und Land, zwischen Dynastien und deren Herrschaftsgewalten, zwischen den Ständen, den religiösen Weltdeutungen usw.

Deswegen – so Crone – sei es Europa auch nicht gelungen, ein wirklich dauerhaftes theoretisches und gesellschaftliches System für die Probleme einer vorindustriellen Lebensweise zu finden. Europa konnte sich also nicht auf einen einmal „gegebenen“ Entwurf festlegen und darauf verharren, sondern musste immer weitermachen (a.a.O., S. 191f.), um überleben zu können. Dies besonders dann, als die Menschen einmal angefangen hatten, „Geld zu verdienen und selbst zu denken“.

Es ist G. Simmel zu verdanken, diesen Zusammenhang und den dabei sichtbaren, abgründigen Kulturbruch herausgearbeitet zu haben. In seiner „Philosophie des Geldes“ (1900), die weder eine Philosophie ist noch sich allein um das Geld dreht, wird Geld als Chiffre für einen „rationalen“, sachbezogenen Umgang der Individuen untereinander und damit für eine veränderte, eben die neuzeitliche Kultur verstanden. In der Moderne nämlich ist die Instanz des Geldes zwischen Besitz und Besitzer, zwischen Person und Person getreten und hat damit eine früher unbekannte Unpersönlichkeit allen Tuns und andererseits eine ebenso gesteigerte Unabhängigkeit des Menschen voneinander in die Wege geleitet. Während die mittelalterlichen Korporationen, Zünfte, Gilden, Hofgemeinden, Dörfer fachliche, gesellige, politische und religiöse Lebensgemeinschaften waren, die jeweils den ganzen Menschen interpretierten, sind die modernen Vereine, Gewerkschaften, Betriebe, Parteien eher Assoziationen technischer Art, in denen ein spezifisches, meist ein in Geld ausdrückbares Verhältnis, vorherrscht – mit punktuell gemeinsamen Aktionen „unter absoluter Reserve alles Persönlichen und Spezifischen ... – eine Erscheinungsform, die uns heute vollkommen selbstverständlich ist, aber eine der ungeheuersten Wandlungen und Fortschritte in der Kultur darstellt“ (Simmel, 1986, S. 81).

Letzteres deshalb, weil neben der Nivellierung und der Herstellung immer umfassenderer „sozialer Kreise“ zugleich auch das Individuellste, die Unabhängigkeit der Person, gefördert wurde: „Beide Richtungen werden durch die Geldwirtschaft getragen, die einerseits ein ganz allgemeines, überall gleichmäßig wirksames Interesse, Verknüpfungs- und Verständigungsmittel, andererseits der Persönlichkeit die gesteigertste Reserviertheit, Individualisierung und Freiheit ermöglicht“ (Simmel, 1986, S. 83).

So lässt sich das neuzeitliche Leben auf die Formel bringen, dass die ehemals feste, stabile, substantielle Form von Erkennen, Ideen und Handeln in den Zustand der Dauerbewegung, Evolution, Umgestaltung, Korrektur und Labilität überführt wurde (ebd., S. 92f.). Kein Wunder, dass man sich dann mit der kosmologischen oder rein weltlich verstandenen Antinomie, dass „viele berufen, wenige aber ausgewählt sind“, also dem Leitprinzip der ständischen Gesellschaft und ihrem typischen Verhältnis von Führung und Folgebereitschaft in der Gruppe, immer weniger abfinden konnte.

Lange vorbereitet, durch das 16. und 17. Jahrhundert konkret angestoßen, im 18. Jahrhundert aber voll zur Wirksamkeit gekommen, ist deswegen das Bedürfnis, die gesellschaftlichen Fesseln zu lösen und die Freiheit des Individuums zur Entfaltung kommen zu lassen (Einzelinteressen als „natürliche“ Ordnung, freie Konkurrenz, politische und Versammlungsfreiheit, Erkenntnis- und Religionsfreiheit bzw. umgekehrt: Befreiung von den Vorrechten der oberen Stände, von politischer und religiöser Bevormundung, von den Fronpflichten der Bauern, von den Einingungen der Stadtverfassungen etc.). Diese Tendenz führt dann im 19. und 20. Jahrhundert zur Akzentverschiebung, dass es nicht allein um die Selbstverantwortlichkeit gleicher Menschen gehe, sondern um die unverwechselbare, qualitative Einzigartigkeit der Individuen. Deren objektive Leistung in der (und für die) Gesellschaft bestünde im absolut Eigenen, also im (Lebens-)Stil (vgl. auch hier Simmel, 1970, S. 92f.).

2. Der Zusammenbruch der sechs Säulen der traditionellen Gesellschaft

Die Entwicklung der modernen Lebensweise war aber nicht nur ein jahrhundertelanger Prozess, sondern er erfasste die verschiedenen Länder auch zeitverschoben und mit unterschiedlicher Intensität. Außerdem waren die genannten sechs Stützpfeiler des Ancien Regime unterschiedlich starken Belastungen ausgesetzt, so dass einige erst relativ spät in diesem Jahrhundert einstürzten. (Dass residuale Formen weiterhin gesellschaftlich wirksam bleiben, soll dabei nicht bestritten werden.)

Trotzdem ist es eine Tatsache, dass die anfänglich schon vorhandenen Strukturspannungen Alteuropas im Lauf der Jahrhunderte eher noch zugenommen haben. War der Modernisierungszwang einmal in Gang gesetzt, so musste er sich unter immer größerer Temposteigerung seine Bahn brechen.

- a) Den Anfang machte die *agrarisches Knappheitsgesellschaft*, die von einer neuen Wirtschaftsform, der erwerbswirtschaftlich und industriell geprägten Massenproduktion (inkl. Massenabsatz) abgelöst wurde. Dieser Prozess hat sich nunmehr in eine Dienstleistungsgesellschaft verlängert, deren vorrangiges Merkmal weniger die marktorientierte Warenproduktion als die Vergrößerung des Wissens und die Versorgung mit persönlichen Diensten ist. Heute arbeiten die meisten Menschen im Wissens- und Dienstleistungssektor. Und um die Bereiche Pflege, Fürsorge, Beratung, Information etc. ist eine neue Mittelschicht entstanden („knowledge class“). Diese Entwicklung ging weniger auf Kosten der Industrie als der Landwirtschaft.
- b) Die zweite Säule, die *lokale Gemeinde*, ist in der Moderne durch extreme Verstärkung und durch nationalstaatliche Integration abgelöst worden. Spätestens mit Beginn des 19. Jahrhunderts setzt eine bis heute ungebrochene, ja sich immer weiter übersteigernde, weltweite Urbanisierung ein. Bis dahin hatte die Begrenztheit der Verkehrsmittel der städtischen Expansion natürliche Schranken auferlegt. Heute hat die Verbindung von Verkehrsmitteln, Medienvernetzung, Industrialisierung und Tourismus ein allgemeines Zersiedlungsgebiet geschaffen, ein relativ undifferenziertes städtisches Gewebe (P. Geddes nennt es „all-

gemeine Konurbation“), das die Landschaften und Lebensstile kolonisiert und auslöscht.

„Die riesigen Stadtmassen sind mit einer geschlagenen und desorganisierten Armee vergleichbar, die ihre Führer verloren, ihre Bataillone und Kompanien ringsum verstreut hat und mit abgerissenen Abzeichen nach allen Seiten flieht. *Sauve qui peut!*“ (Mumford, 1980, S. 632). Der ehemalige Behälter der Geselligkeit ist geplatzt. Temposteigerung, Wandel und Expansion sind zum Selbstzweck geworden. „Dieser Imperativ untergräbt aber eine der wichtigsten Funktionen der Stadt als Faktor menschlicher Beständigkeit. Das lebenslange Gedächtnis ..., das einstmals Generationen und Jahrhunderte miteinander verband, verschwindet. Ihre Einwohner leben in einem einzigen vernichtenden Von-Augenblick-zu-Augenblick“ (ebd., S. 637) – zunehmend als Fremde.

Die nötige gesellschaftliche und politische Integration wurde – bis auf weiteres – durch die direkte Anbindung der Menschen an einen bürokratischen Staat mit sozialpolitischem Leistungsauftrag erreicht (Wohlfahrtsstaat) und durch die Ökonomisierung der sozialen Beziehungen, die hohen Anforderungen an arbeitsbezogene Verfügbarkeit (Mobilität) und den globalisierten Wettbewerbsdruck auch wieder beträchtlich gefährdet.

- c) „Während Feudalkulturen eine scharfe Status-Hierarchie zwischen Mächtigen und Untergebenen aufbauten, war die bürgerliche Gesellschaft der Städte die erste, die die Menschen unter bestimmten, bei den Individuen selbst liegenden Bedingungen gleichzustellen versprach. So etwas zu behaupten, wäre keinem Ritter je eingefallen und wohl auch keinem städtisch-mittelalterlichen Meister oder Kaufmann. So sehr auch die Priester die Gleichheit der Menschen vor Gott betonten, so wenig wären auch sie darauf gekommen, den Menschen in Gleichheitstendenzen hier auf der Erde zu unterstützen. Das kapitalistische System aber – mit seinen Wortführern, den Bürgern – behauptete als erstes gesellschaftliches Groß-System in der menschlichen Geschichte, ein Ganzes zu sein, für alle Menschen gleich, ein Marktsystem aller menschlichen Beziehungen“ (Claessens & Claessens, 1973, S. 143). Der Gewinn waren die Besitzrechte der Gewerbe- und Koalitionsfreiheit sowie die Anonymität und Freiheit von Kontrolle und Bevormundung; der Preis war die Konkurrenz, also die Bereitschaft, „explosionsartig auseinander zustreben ... um dann gegeneinander zu kämpfen“ (ebd., S. 145).

Die *ständische* Statusverteilung (Feudalismus) und das *monarchische* Herrschaftsprinzip knickten langsam dadurch ein, dass die Privilegierten (Adlige, Grundherren, Meister) Personen Platz machen mussten, die als Bürger zwar nicht mit gleichem Wohlstand, aber wenigstens mit gleichen politischen Rechten ausgestattet wurden. Die Moderne bringt politische Einheiten hervor, die sich aus freien Individuen zusammensetzen, die grundsätzlich die gleiche Rechtsstellung gegeneinander und gegenüber der Regierung haben. Dadurch kommt es zur Angleichung administrativer Regelungen (z.B. Maße, Gewichte, Kalender) und zur Ausdehnung des Staatsapparats. Einkommen aus Grundbesitz wird zunehmend durch andere Einkommensquellen ersetzt.

Da Fachkenntnisse im Verlauf der Industrialisierung und Bürokratisierung immer wichtiger werden, erweist sich das Ordnungsprinzip der nur geburtsmäßi-

gen Statuszuteilung („status ascription“) zunehmend als wirtschaftliches und politisches Hindernis. Hingegen zeigen sich der bürgerliche, durch Leistung erworbene Status („status achievement“) und die Vertragsgesellschaft als flexibel genug, um mit den Wandlungsprozessen Schritt zu halten. Sehr früh wurde zudem klar, dass die moderne Industriegesellschaft nicht nur Arbeiter, Angestellte und Beamte benötigte, sondern jeweils auf gut *ausgebildete* Arbeitskräfte angewiesen war (gleiche Sprache, gleiches Informationsniveau, verbindliches Wertesystem). Die komplexen Arbeitsanforderungen setzen nicht nur den isolierten dörflichen Gemeinden ein Ende, sondern lösten auch die Produktion aus dem Haushalt heraus. Die Ausbildung musste sich spezialisieren; Schulen wurden zu wichtigen Institutionen. Und die modernen Medien vermitteln regional, national und heute übernational ein Maß an kultureller Integration, an gleichen Bildern und Anschauungen und an gemeinsamem Bewusstsein, das welthistorisch neu ist.

- d) Einen besonderen Einbruch erlebte die traditionelle *Religion*. Noch in der frühen Neuzeit konnte man davon ausgehen, dass die Menschen – trotz aller Spaltungen – unter einem schützenden weltanschaulichen Baldachin lebten, der ihrem Leben Sinn verlieh und sie in die Lage versetzte, die grundsätzlichen Grenzerfahrungen von Leid und Tod zu bewältigen bzw. die kontradiktorischen Lebensanforderungen normativ und rituell zu ordnen. In der entwickelten Moderne ist der „sakrale Kosmos“ (Berger, 1988, S. 50) hingegen weitgehend zurückgedrängt und hat der Säkularisierung Platz gemacht. Begonnen hat dies mit der Reformation und Konfessionalisierung (in Deutschland). Weitergeführt wurde der Vorgang durch die Aufklärung (in England und Frankreich).

Ursächlich für diesen „metaphysischen Verkehrsunfall der modernen Geschichte“ (Berger, 1994, S. 31f.) ist nach gängiger Meinung die neuzeitliche Wissenschaft, die eine Geisteshaltung stimulierte, welche übernatürliche Erklärungen aus dem Argumentationskanon verbannte und sich statt dessen allein auf diesseitig-rationale Ursache-Wirkungs-Beziehungen beschränkte (und dabei die praktischen Lebensverhältnisse der Menschheit revolutionierte!).

Für Berger (1994, S. 32) sind die Wissenschaften und der Ingenieur die Prototypen der Säkularisierung und damit der Moderne, denn Religion sei „für den ersteren undenkbar und für den letzteren überflüssig geworden“. Umgekehrt formuliert ist der Verfall religiöser Vorstellungen und Praktiken in der industriellen Welt des Kapitalismus und der turbulenten Städte möglich geworden, weil die Rationalisierung der Produktion, des Konsums und der ganzen Lebenswelt andere Sinnsetzungen erlaubt und prämiert.

Zu einem vorläufigen Abschluss ist diese „Entzauberung der Welt“ (Weber, 1968, S. 317) in der Jetztzeit gekommen über die völlige Verdiesseitigung in Form zweckrationaler Lebensgestaltung, in der Gott vielleicht nicht gerade „tot“ (Nietzsche), aber für die praktische Lebensführung weiter Kreise irrelevant geworden ist. Zwei Folgewirkungen sind zu beobachten:

- (1) Auf der einen Seite ist religiös motivierte, rastlose Arbeit in verdiesseitigtes Berufs- und Erfolgsmenschtum, wie Weber (1968, S. 379) sagen würde, umgekippt. Die Passage ist berühmt und immer wieder bedenkenswert: „Der Puritaner wollte Berufsmensch sein – wir müssen es sein. Denn indem die Askese

aus den Mönchszellen heraus in das Berufsleben übertragen wurde und die innerweltliche Sittlichkeit zu herrschen begann, half sie an ihrem Teil mit daran, jenen mächtigen Kosmos der modernen, an die technischen und ökonomischen Voraussetzungen mechanisch-maschineller Produktion gebundenen Wirtschaftsordnung erbauen, da heute der Lebensstil aller Einzelnen, die in das Triebwerk hineingeboren werden – nicht nur der direkt ökonomisch Erwerbstätigen –, mit überwältigendem Zwang bestimmt und vielleicht bestimmen wird, bis der letzte Zentner fossilen Brennstoffs verglüht ist ... Indem die Aske die Welt umzubauen und in der Welt sich auszuwirken unternahm, gewannen die äußeren Güter dieser Welt zunehmende und schließlich unentzerrbare Macht über den Menschen, wie niemals zuvor in der Geschichte. Heute ist ihr Geist ... aus diesem Gehäuse entwichen. Der siegreiche Kapitalismus jedenfalls bedarf, seit er auf mechanischer Grundlage ruht, dieser Stütze nicht mehr ... und als Gespenst ehemals religiöser Glaubensinhalte geht der Gedanke der ‚Berufspflicht‘ in unserem Leben um“ (Weber, 1968, S. 379).

Niemand weiß, so schließt Weber dieses Kapitel, wer künftig in diesem Gehäuse wohnen wird – neue Propheten oder mechanisierte Versteinerungen, die sich krampfhaft wichtig nehmen, eine Art „letzter Mensch“ dieser Kulturentwicklung: „Fachmenschen ohne Geist, Genussmenschen ohne Herz: Dies Nichts bildet sich ein, eine nie vorher erreichte Stufe des Menschentums erstiegen zu haben“ (ebd., S. 380).

Andererseits tritt eine moderne Anthropozentrik auf den Plan, die nicht mehr Gott und Welt im Spannungsverhältnis sieht, sondern Person und Welt, und damit auch Beruf und Person zu Antagonisten erklärt (Gabriel, 1979, S. 39). Denn nun tritt der durch die Erwerbswirtschaft in ein „stahlhartes Gehäuse“ gepresste, versachlichte Ordnungsmensch mit seinem gleichzeitigen Anspruch auf Selbstgestaltung und Eigenverantwortung in „kulturellen Widerspruch“ (Bell, 1976, S. 49ff.).

(2) Diese Spannung setzt sich in allen Sphären des häuslichen und öffentlichen Lebens fest. Während die lokalen Erlebnismgemeinschaften noch auf eine gemeinsame Kultur und kulturelle Identität bauen konnten, fallen die Lebensbereiche für den modernen Menschen auseinander. Das gilt für Produktion und Konsum, für Haushaltsführung und Beruf, für lokale Bindung und Großraum, für milieuspezifische Lebensstile und globale Orientierung, für schichtspezifische Kommunikationsgemeinschaften und mediale Wirklichkeiten. Zu den Charakteristika europäischer Modernität gehört heute, dass die Sektoren Politik, Recht, Wirtschaft, Wissenschaft, Kunst und Religion sich offenbar „eigen-gesetzlich“ (selbstreferentiell) und ohne Gesamtrahmen verselbständigen. Die „Totalität des sittlichen Lebenszusammenhangs“ (Habermas, 1985, S. 104) wird aufgebrochen. Tendenziell gibt es keine Stop-Regeln für weitere Differenzierung, Verfremdung und Anonymisierung mehr. Gesellschaftliche Subsysteme agieren „voraussetzungslos“, produzieren immer neue Handlungsanforderungen, Geschmacksrichtungen, Neuerungen, Revisionen und dadurch die Erfahrung extremer Beschleunigung und Unvorhersehbarkeit der Lebensverhältnisse. Alles ist hochgradig differenziert und offen, d.h. „kontingent“ und muss deshalb ständig aufgelöst, verändert, verbessert werden.

In Luhmanns Sprache (1975, S. 89) heißt das: „Die Welt selbst wird damit zum Horizont jeder Bewegung, jeder Grenzüberschreitung, jeder Innovation. An die Stelle eines Aggregatsbegriffs der Welt tritt ein Korrelatsbegriff ... Das Gesellschaftssystem hat sich durch Ausdifferenzierung ... grundlegend gewandelt. Es ist viel heterogener und komplexer geworden als je zuvor, daher in seiner Einheit kaum noch bestimmbar und kann ... seine Teilsysteme nicht mehr durch gemeinsame (etwa territoriale) Außengrenzen integrieren. Gesellschaft ist von jetzt ab nur noch als Weltgesellschaft möglich. Ihre ausgeprägte Verschiedenartigkeit der Sonderperspektiven in den Teilsystemen sowie die verbleibenden Unterschiede der Regionalkulturen erzwingen eine Possibilisierung der Welt. Die Einigungspunkte liegen zunehmend in Prämissen über das Mögliche, in der Zukunft, vor allem in bewerteten Steigerungsrichtungen, nicht in der Akzeptierung des Vorhandenen oder Geltenden.“ Das gilt einerseits für die öffentliche Sphäre, aber auch die Privatsphäre ist immer mehr mit in die Turbulenzen einbezogen.

e) Die *Familie* als letzte Säule der „alten“ Gesellschaft konnte sich erstaunlich lange gegen den hohen Außendruck „der“ Gesellschaft halten. Diese Verzögerung ist nach W. Ogburns (1969, S. 238ff.) bekannter Evolutionstheorie auf eine kulturelle Phasenverschiebung („cultural lag“) zurückzuführen. Auch wenn sich die Großstädte rasch ausbreiten und sich ihr Alltag radikal vom Leben auf dem Land unterscheidet – so schreibt er 1954 –, können manche traditionale Verhaltensmuster mit wenigen Veränderungen an die veränderte Umwelt angepasst werden: „So etwa wird daran festgehalten, dass ‚die Frau ins Haus gehört‘. Oder man hält sich weiter an das alte Sprichwort von der Morgenstund‘, die Gold im Mund hat, das für die bäuerliche Familie, die Vieh zu versorgen hatte, sehr angemessen war. Oder der Mann wird weiterhin als das Haupt der Familie, als der Boss angesehen, eine Rolle, die er in Wirklichkeit hatte, als das Haus noch Produktionsstätte war“ (ebd., S. 245).

Zunächst ändern sich die ökonomischen und technischen Bedingungen, während soziale Wertungen, moralisches Verhalten und Ideologien zunächst eine hohe Resistenz haben und erst allmählich den „Lead-Faktoren“ nachfolgen. Offensichtlich sind die ökonomischen Funktionen von Ehe und Familie heute so weit in den Hintergrund getreten, dass sich ganz andere Freiheits- und Rechtsspielräume für die Familienmitglieder eröffnen.

Jedenfalls wurde die Familie in den letzten Jahrzehnten immer stärker in den beschleunigten Wandlungsprozess, in die Spannung zwischen Person und Welt, in die Autonomisierung der Lebensbereiche und die Enttraditionalisierung einbezogen. Was für die Gesellschaft insgesamt gilt, hat nun auch für die Familie Gültigkeit. Da nichts mehr sakrale Gültigkeit beanspruchen kann (außer dem Subjekt selbst), sondern alles dazu da ist, in seiner Vorläufigkeit überholt und ersetzt zu werden, können sich Institutionen nur noch über den ständigen Ab- und Umbau rechtfertigen.

Natürlich ist zu beachten, dass „Familie“ historisch nicht immer dasselbe – schon gar nicht immer Großfamilie und Emotionsgemeinschaft bedeutete – und dass sie von heute aus gesehen, vielen Idealisierungen ausgesetzt war und ist. Nimmt man aber die moderne „Normalfamilie“ – und das ist die bürgerliche „Mittelschichtfamilie“, die seit dem 19. Jahrhundert zur gesellschaftlichen Norm

geworden ist – dann treffen die obigen Bemerkungen anscheinend zu. Offenbar ist die Familie zwischen Individualisierung und Pluralisierung eingespannt und kann sich dem steigenden Außendruck anderer Institutionen wie der Wirtschaft und der Politik, aber auch den Veränderungen des Weltbilds, die sich als Innendruck auf die Familie fortsetzen, nicht entziehen. Wir wollen im folgenden fragen, wie sich dieser Modernisierungsdruck im einzelnen auf die Familien auswirkt:

B) Die Dynamik der entwickelten Moderne und die Pluralisierungsproblematik

1. Die Pluralisierung der Lebensstile und ihre Merkmale

Heute gehört es zu den kulturellen Selbstverständlichkeiten, die uns umgebende Gesellschaft als eine pluralistische zu bezeichnen. Ursprünglich meinte man damit die politische These, dass in einem Sozialverband unterschiedliche Gruppen, Organisationen und Teilbereiche, wegen der verschiedenen Werthaltungen, Interessen und Verhaltensnormen, untereinander in Konkurrenz stehen und um gesellschaftlichen Einfluss ringen. In der derzeitigen Debatte um die „Postmoderne“ hat sich die Perspektive leicht verschoben.

Zentral sind nun die sektoral verschiedenen Rationalitäten, die Sinnkonstrukte und die Wissensangebote von spezialisierten (Experten) und anderen Akteuren – und deren Koexistenzmöglichkeiten in ein- und derselben Gesellschaft. Denn die Komplexität unterschiedlicher Ziele, gegensätzlicher Erwartungen und für legitim erachteter Mittel kann zu Input-Überladungen und Systemturbulenzen führen.

Schon vor 100 Jahren hatte G. Simmel (1984, S. 94ff.) aus dem dynamischen Verhältnis von „objektiver“ (gesellschaftliche Ziele) und „subjektiver Kultur“ (individuelle Einstellungen) einen Kampf zwischen Form und Leben, eine Steigerungstendenz von Lebensstilen und deren dauernde (Um-)Gestaltungsnotwendigkeit abgelesen. Im wesentlichen beruht die These von der Pluralisierung der Lebensstile auf zwei Argumenten (vgl. Hradil, 1987, S. 16ff.):

(1) Auf der *Makroebene* der Sozialstruktur findet eine Differenzierung statt, die nicht mehr nur über den Berufsstatus und das Erwerbseinkommen des Haushaltsvorstands bestimmt wird. Vielmehr kommen zwei weitere Schichtungslinien hinzu:

Infolge der *Bildungsexpansion* differenzieren sich die Ausbildungsabschlüsse und Bildungsgänge. Sie sind nicht mehr automatisch mit einem bestimmten Berufsstatus verknüpfbar. Durch Bildungsmaßnahmen haben sich die durchschnittlichen Berufsqualifikationen breiter Bevölkerungskreise – und vor allem der Frauen – beträchtlich erhöht. Durch die größere Vielfalt der Bildungsabschlüsse fand gleichzeitig eine Auffächerung individueller Qualifikationen auf einem höheren Niveau statt. Dadurch haben sich gewichtige Unterschiede bei den Lebenschancen verringert, während individuelle Merkmale aufgewertet wurden.

Die Expansion des *Sozialstaats* hat die Bedeutung der Transfereinkommen beträchtlich gesteigert. Sie sind Quelle von Einkommen und Status nicht nur für Rentner, sondern auch für Arbeitslose, Schüler und Studenten. Auf diese Weise wird die soziale Schichtung nicht mehr allein von ökonomischen, sondern immer mehr von politischen Entscheidungen über die Höhe der Sozialausgaben abhängig.

- (2) Auch die individuellen *Lebensverläufe* bei Jugendlichen, jungen Erwachsenen, Männern, Frauen und alten Menschen differenzieren sich:

Jugend- und Erwachsenenphase passen nicht mehr nahtlos aufeinander. Gerade wegen der Veränderungen auf dem Bildungssektor ist zwischen Jugend- und Erwachsenenstatus die „Post-Adoleszenz“ als eigenständige Lebensform mit alten ökonomischen Verhaltensmustern, aber neuen Wohn-, Erwerbs- und Partnerschaftsformen getreten. Teilweise wegen des verzögerten Berufseintritts, teils wegen der unsicheren Aussichten auf dem Arbeitsmarkt, teils auch wegen der Furcht, sich als Erwachsener „definitiv“ festlegen zu müssen, hat sich die traditionelle Familiengründungsphase nach hinten verschoben. Junge Frauen wollen erst ihr Bildungskapital beruflich einsetzen und ökonomisch unabhängig werden.

Veränderungen im Lebensalter und Lebenszyklus bewirken, dass Ehen heute eine längere Lebensspanne umfassen (wenn sie nicht durch Scheidung aufgelöst werden). In Verbindung mit der hohen Lebenserwartung und dem Geburtenrückgang ist die Phase der Kindererziehung relativ kurz, die der „nachelterlichen Gefährtschaft“ („empty nest“) relativ lang geworden. Für die Frauen heißt das, dass sie sich normalerweise einer Berufstätigkeit widmen und sich nicht mehr auf die Hausfrauenrolle festlegen lassen. Auch sie folgen nun der Idee des „Berufsmenschentums“. Als Folge davon unterbrechen sie ihre Berufslaufbahn seltener mit der Geburt des ersten Kindes als früher. Überdies ist es heute nötig geworden, auch im Alter – zumindest in der jungen und mittleren Altersphase (bis 75 Jahre) – noch an (neuen) Lebensinhalten zu arbeiten.

Aufgrund dieser Differenzierungen gelten die Übergänge zwischen den einzelnen Lebensphasen nicht mehr („Wahlbiographien“). Immer mehr Menschen befinden sich in Lebensumständen, für die es keine klaren Muster der Steuerung und Entlastung gibt (was einerseits Spannungen abbauen hilft, andererseits aber auch neue Wert- und Entscheidungskonflikte aufbaut). H. Gans (1991, S. 19) sieht den weitreichendsten familiären Wandel deshalb darin, dass sich die sozialen und kulturellen Bindungen zwischen den Generationen zu lösen beginnen. Er meint weniger das Kontaktverhalten, als den Einfluss der Alten auf die Jüngeren, der Erwachsenen auf die Kinder („generation gap“) in bezug auf ihre Präferenzen, ihren Lebensstil, ihre politischen Überzeugungen.

M.a.W.: Es kommt im Zuge dieser Differenzierung von Lebenslagen (Ressourcen), Lebensplanungen und -erfahrungen sowie Wertvorstellungen zu einer Pluralisierung der Lebensstile, d.h. zu milieu-, gruppen- und situationspezifischen Ordnungsmustern der Organisation von Lebensverläufen.

2. Die Pluralisierung der Lebensentwürfe und die Alternativen zur bürgerlichen Normalfamilie

Wenn die gesellschaftliche Verbindlichkeit der Lebensplanung und entsprechende Organisationsformen im Begriff sind, verloren zu gehen, so muss das nicht heißen, dass sich auf Dauer nicht neue Formen institutionalisieren und als Kontrollinstrumente Verbindlichkeit erlangen können. Für die heutige Umbruchphase ist diese Entwicklung aber trotzdem höchst bedeutsam, denn offensichtlich befinden wir uns vor der Tatsache der Varietät dauernd wechselnder und nicht sehr stabiler Lebensformen, die nach dem „trial and error“-Prinzip eingegangen, erprobt und dann vielleicht wieder aufgegeben werden. Das hat für die bisherige Monopolstellung der bürgerlichen Familie mit ihren Charakteristika einer lebenslangen Ehe und einer gemeinsamen Aufzucht von Kindern viel zu bedeuten. Allerdings müssen, wie F.X. Kaufmann (1988, S. 399ff.) dargelegt hat, dabei verschiedene Gesichtspunkte auseinandergelassen werden, die in der Argumentation häufig durcheinanderlaufen:

- (1) Familiäre Veränderungen innerhalb einzelner Partnerschaften (z.B. durch den Wiedereinstieg von Müttern in den Beruf);
- (2) Veränderungen in der Art gegebener, (post-)familialer Lebensformen (also sozial akzeptierte, andere Lebensentwürfe als die Familie – mit hoher Priorität der Berufstätigkeit);
- (3) Veränderungen in der Häufigkeitsverteilung zwischen gegebenen familialen und alternativen Lebensformen. (So war z.B. die „Onkelehe“ der Nachkriegszeit eher ein Notphänomen mit begrenzter, eigenständiger Attraktivität.)

Das Problem der Alternativen zur bürgerlichen Normalfamilie stellt sich also eher im Zusammenhang mit drei modernen Erscheinungsformen:

- (1) den sog. „nichtehelichen Lebensgemeinschaften“; (2) den Alleinerziehenden;
- (3) den Fortsetzungsehen.

Diese werden häufig als Zeichen genommen, um das „post-familiale Zeitalter“ einzuläuten (Beck-Gernsheim, 1994a, S. 3ff.). Damit wird nicht das Ende der Familie behauptet, aber mehr als nur Buntheit in den Nischen des Privaten, also etwas qualitativ anderes als nur Pluralisierung oder das Neben- und Durcheinander einer Vielzahl von Lebensformen. „Vielmehr wird ... doch eine *historische Grundrichtung* erkennbar: Ein Trend in Richtung Individualisierung setzt sich durch, kennzeichnet zunehmend auch das Binnenverhältnis der Familienmitglieder. Auf Stichworte gebracht: Aus Notgemeinschaft wird Wahlverwandschaft ... Die Konturen einer ‚postfamilialen Familie‘ zeichnen sich ab“ (ebd., S. 3, ähnlich Beck-Gernsheim, 1998, S. 17-20: Statt Familie optionale, verzeitlichte, experimentelle, unsichere, unübersichtliche Familien).

C) Pluralisierung, Optionalität und die Individualisierungsthese

1. Pluralisierung und Enttraditionalisierung als Individualisierungsvoraussetzung

Pluralisierung geht nach dieser These in Individualisierung über. In der Tat ist die Pluralisierungsdebatte eng mit der Individualisierungsthese verbunden. Wenn das Individuum als ideologische Gegebenheit aufgefasst wird, beginnt, wie L. Dumont (1991, S. 230) es formuliert hat, wirklich die soziologische oder vergleichende Entdeckung der modernen Gesellschaften.

Oft werden Pluralisierung und Individualisierung sogar in einem Atemzug genannt und kaum unterschieden. Hier aber wollen wir uns um eine Unterscheidung bemühen:

- Pluralisierung meint eine Bewegung, die aus einer homogenen Wirklichkeit eine Fragmentierung und Zerstückelung von Strukturen und Weltauffassungen bewirkt.
- Individualisierung ist zwar damit engstens verzahnt. Sie meint aber jenen Vorgang, in dem sich das menschliche Subjekt gegebene Wirklichkeiten nicht nur aneignet und in sie einordnet, sondern sich als Weltveränderer, als Handlungs- und Entscheidungszentrum versteht. Grundlage ist der Verdacht, dass eine unverbrüchlich gedachte Ordnung nur als eine von möglichen anderen erscheint und dass die Pluralisierung nicht nur Resultat des Denken-Könnens solcher Möglichkeiten, sondern ein Hinweis auf Normalität und sogar Richtigkeit desselben ist.

Diese Einstellung hat wesentlich mit der Emanzipation des modernen Menschen aus den festen, örtlichen, sozialen und zeitlichen Vorgaben und Gewissheiten zu tun. Aber das Individuum ist nicht nur von den kulturellen, politischen und wirtschaftlichen Vorgaben freigesetzt und erkennt sich in dieser Entgrenzung daher erst als ein Individuum. Es hält eine solche Entwicklung auch für unerlässlich: Als Aufgabe der Selbstbefreiung und als Steigerung der eigenen Möglichkeiten. Die Geschichte entlässt den Menschen in die Moderne, zwingt ihn aber auch, sich für eine, d.h. seine eigene Zukunft zu entscheiden.

Menschliche Ordnungen können daher nicht mehr von einem festen Bestand her abgeleitet werden, sondern müssen in eine offene, überraschungsträchtige Zukunft hinein gemacht, möglicherweise sogar ständig revidiert werden. Diese Aufgabe zu bewältigen, schafft ganz neue Verunsicherungen und Risiken für den einzelnen. Je umfassender die Optionsräume zu werden scheinen, desto stärker kann Entlastung in Belastung umschlagen.

Gross (2000) spricht vom „Supermarkt der Fehleinkäufe“. Das Problem des modernen Menschen scheint es zunehmend zu werden, dass er dauernd selbst die Wirklichkeiten als relevant setzen und normieren muss. Dabei hat er allein einem „individuellen Imperativ“ zu gehorchen, sind doch alle anderen Instanzen in ihren

ehemaligen Orientierungsansprüchen gründlich entwertet oder abgewertet worden. Um aber zu erkennen, wie dieses individuelle Gesetz für ihn lautet, muss er die Richtigkeit seines Handelns in Auseinandersetzung mit anderen Angehörigen und Gütern seiner Kultur erproben (Simmel, 1918, S. 223).

Offenheit ist also nicht allein mit spielerischer Flexibilität oder raschem Wechsel gleichzusetzen, sondern auch als Suche nach Darstellung und Anerkennung der eigenen Persönlichkeit und als tiefe Ungewissheit zu begreifen, welche der nötigen Festlegungen denn die richtige sei. So ist es zu verstehen, dass viele aus Angst vor Fehlanpassungen jede Bindung vermeiden wollen. Dies wird um so spannungsreicher, je mehr sich die offene, machbare Zukunft als Illusion erweist.

2. Individualisierung, biographische Diffusität und die Folgen für die Familie

Dieser Zwang zur subjektiven Lebensführung (Wohrhab-Sahar, 1992, S. 10) greift in die familialen Lebensbedingungen ein. Denn – lt. U. Beck (1986, S. 188) – lockert sich damit das Verhältnis von Familie und individueller Biographie. „Die lebenslange Einheitsfamilie wird zum Grenzfall, während das lebensphasenspezifische Hin und Her zwischen Familien auf Zeit und nicht-familialen Formen des Zusammenlebens zum Regelfall wird.“ Trotz aller Individualisierungstendenzen bleiben aber rollentypische Arrangements bestehen. Auf der einen Seite gerät das neue Rollenverständnis der Frauen, die sich über Beruf und Familie definieren (wollen), mit den traditionellen Erwartungen und Zuschreibungen, also dem „cultural lag“ in Konflikt. Zum anderen sind die Erwartungen an eine Partnerschaft (Verständnis, gegenseitige Unterstützung und gemeinsames Glück) – jenseits der traditionellen Rollen und jenseits der Institution Ehe (und Familie) – sogar gestiegen.

Die Verbindlichkeit von Ehe und Familie scheint nicht mehr auf eine gewünschte Lebensgemeinschaft zu passen, die einzig und allein auf eine (bürgerlich-romantische) Liebesvorstellung aufbaut. Die subjektiv hohen Erwartungen, die Ehen für die einzelnen Individuen (trotz allem) haben, führt mit einer gewissen Zwangsläufigkeit dazu, dass beim Auftreten von Disharmonien schnell an die Auflösung des „unangemessenen“ Bindungsversprechens und der einengenden Apparatur „Ehe“ gedacht wird.

Da allgemeinverbindliche Vorstellungen und Regelungen zur Institution Ehe und Familie an Überzeugungskraft eingebüßt haben, konzentriert sich Partnerschaft heute auf einen andauernden Prozess des *Aushandelns* der jeweiligen Prinzipien des Zusammenlebens. Auf Dauer angelegte Orientierungen und Verhaltensprogramme werden nicht mehr so einfach hingenommen; vielmehr will man sich alle Wege offen halten und sich nur von Fall zu Fall – befristet und unter eigenen Rationalitätsüberlegungen – festlegen.

„Die Freiheit zur individuellen Gestaltung geht auf Kosten eines allgemein verbindlichen Orientierungsrahmens, der sagt, was noch und was nicht mehr tolerierbar ist. Angesichts dieser Entwicklungen kann es nicht verwundern, dass neben den traditionellen Formen von Ehe und Familie neue Formen des Zusammenlebens

getreten sind“ (Bertram & Borrmann-Müller, 1988, S. 17). Statt Institution nur organisatorischer Zweckverband!

Giddens (1992) kleidet das „Projekt“ des modernen Selbst in das Konzept der „confluent love“, eines aktiven, kontingenten Verständnisses von Liebe und „vollständigen Partnern“. Dabei kommt es zum Aufeinanderprall mit dem romantischen Liebesideal von Einzigkeit und Einmaligkeit. Wenn eine Person diese gesuchten Beziehungscharakteristika nicht bieten kann und die Verhandlungen nicht zum Ziel führen, wird die Beziehung aufgelöst. Entscheidend ist – immer stärker aus der Sicht der Frauen, die die Last der alten Regeln besonders spüren – die Selbstschöpfung der für beide verbindlichen Vereinbarungen, nicht die Befolgung allgemeiner und traditioneller Regeln. Unter den Bedingungen wachsender Individualisierung muss das Netz der Beziehungen eben ständig umgemodelt und neu angepasst werden.

Auf einen weiteren, ergänzenden Aspekt hat Hoffmann-Nowotny (1996) aufmerksam gemacht: Wenn Zukunft so ungewiss ist, wenn Normal-Lebensläufe diffus geworden sind, dann ist es ziemlich vernünftig, nur *kurzfristig* zu denken und das Leben in Teile oder Lebensabschnitte (mit den entsprechenden „Lebensabschnittspartnern“) zu zerlegen. Er fragt sich, ob man in der modernen Welt mit ihren hohen Anforderungen an Berufsflexibilität, an geographischer Mobilität und funktionaler Einsetzbarkeit der eigenen Arbeitskraft die Überlegung nicht berechtigt ist, warum überhaupt noch Partnerschaft, Ehe und Familienengagements eingegangen werden sollen oder ob die Existenz als Einzelgänger oder „Zeitpartner“ nicht sogar naheliegender erscheint (Hoffmann-Nowotny, 1995, S. 325ff.; Hoffmann-Nowotny, 1996, S. 119; ähnlich schon Beck, 1986, S. 191).

Im Rahmen übergewichtiger ökonomischer Rationalitäts-, Effizienz- und Konkurrenzüberlegungen wird die Frage virulent, wie viele Zeiteinheiten man für Kinder (und Partner) überhaupt noch aufbringen können bzw. wie viel man an Lebenszeit für extra-familiale Aktivitäten eben einsetzen muss oder wie die heftige Anspruchskonkurrenz zwischen den öffentlichen und privaten Lebensbereichen überhaupt lösbar ist. Offensichtlich sind Privatheits- und Öffentlichkeitssystem so auseinandergefallen, dass sie ihre eigenen Entwicklungsgrundlagen (die gesellschaftliche Reproduktion und die Ich-Identität) gefährden.

Genau diese Fragen kristallisieren sich heute an den drei typisch modernen Erscheinungen der

(1) „Commuter-Ehen“, (2) dem Phänomen des Single-Daseins und (3) an der Form des „Living apart together“.

Sie werden heute nicht selten dem sog. „Hedonismus“ unverantwortlicher Yuppies zugeschlagen. Es kann aber durchaus sein, dass dahinter ganz andere Probleme, nämlich die der Ökonomisierung der Lebensverhältnisse, also des rationalen Nutzenkalküls in allen Lebenslagen und des sozialen Zwangs zur Offenheit auf allen Märkten, stehen. Ganz in diesem Verständnis definiert Gary Becker (1974, S. 11ff.) Ehe als einen Vertrag, in dem die Bedingungen gegenseitiger Nutzenmaximierung festgelegt werden. Familie ist wie eine Firma, in der bestimmte Güter (z.B. Kinder) nach Kosten-Nutzen-Kalkül produziert und bestimmte Ressourcen (z.B. Familienarbeit) verbraucht werden.

Effizient ist eine Ehe, in der die Partner sich lieben, was dann der Fall ist, wenn sie in ihrem Nutzenniveau voneinander abhängen. Mag sein, dass der von Simmel in seiner „Philosophie des Geldes“ beschriebene, typisch moderne, „rationale“ Umgang der Menschen miteinander – losgelöst von Emotionen, traditionellen Geltungen, Werten – nun auch in der Familie Einzug gehalten hat. Und dies paradoxerweise genau in dem Moment, als Ehe und Familie gerade aufhörten, für einen Großteil der Bevölkerung ein vorwiegend wirtschaftliches Arrangement zum Zweck des Überlebens zu sein und neuen Freiraum für romantische Liebe und „reine Gefühlsbeziehung“ zu bieten hatten!

D) Der Kesseldruck der Moderne und die Familie: Realität zwischen Dramatisierung und Fakten

Betrachtet man all diese Analysen, dann scheint vielleicht nicht der Untergang der Familie voraussehbar, wohl aber deren Dominanz als Modell des Zusammenlebens gefährdet zu sein. So wenigstens lautet der Tenor nicht weniger Abhandlungen. Das beginnt schon bei der Wahl der Begriffe. Lüscher (1995, S. 6) verweist darauf, dass manches an der Personalisierung eher konzeptuell hergestellt ist. Um bisherige Normalitätsvorstellungen zu unterlaufen, werden begriffliche Neuschöpfungen wie „Sukzessivfamilien“, nichteheliche Lebensgemeinschaften, Singles etc. durchgesetzt, die einen nicht-traditionalen Charakter dieser Phänomene suggerieren, aber auch verschleiern, dass diese meist schon in früheren Zeiten gut bekannt waren (Stieffamilien, unverheiratete Paare, Ledige etc.). Zugleich wird das scheinbar Neue „heiß“ geredet und damit zur neuen Normalität veralltägtlicht.

Dies gelingt umso leichter, je stärker sich die Trends durch kurzfristige Betrachtungsweisen dramatisieren lassen. In einem längerfristigen Zeithorizont gesehen ist Pluralität gar nicht neu (Nave-Herz, 1994, S. 12; Bertram, 1995, S. 19). Nichteeliche Lebensgemeinschaften mit Kindern waren in der vorindustriellen Zeit regional sogar stärker verbreitet als heute. Pflege-, Stief- und Einzelternfamilien gab es zu allen Zeiten und Ledige zählte man in früheren Zeiten in beträchtlichem Ausmaß. Wenn man nicht die 50er und 60er Jahre des 20. Jahrhunderts (mit ihrer besonders starken Verbreitung von Zweielternfamilien) zum Vergleichsmaßstab nimmt, sondern z.B. 100 Jahre zurückgeht, dann sind die Entwicklungen erstaunlich konstant (vgl. Bien, 1996a, S. 18).

Die Frage ist auch, mit welcher Wertigkeit wir den Pluralismus offen oder versteckt versehen. Haben wir es – wenn überhaupt – mit einer Konkurrenz im Sinne einer Polarisierung von Lebensformen (Strohmeier, 1993, S. 11ff.; Mayer, 1996, S. 19; Huinink, 1995, S. 349ff.) oder mit einer Delegitimierung und Deinstitutionalisierung von Ehe und Familie im Sinne ihrer Geltungskrise und gar ihres „Zerfalls“ (Beck & Beck-Gernsheim, 1990; Beck-Gernsheim, 1998, S. 20) zu tun (kritisch dazu Nave-Herz, 1998, S. 295ff.)? Schließlich ist auch die lineare Betrachtungsweise stark irreführend. Viele Analysen nehmen häufig den ziemlich offensichtlichen Modernisierungsschub der 70er Jahre und verlängern ihn mit dem Argument

in eine weite Zukunft hinein, dass man sich eine Rückkehr zu einer weniger pluralen und individualisierten Gesellschaft gar nicht vorstellen könne. Dass eine Stabilisierung und Stagnation einer einmal eingeschlagenen, gesellschaftlichen Bewegungsrichtung oder sogar eine Trendumkehr – zumindest prinzipiell – denkbar bleibt, wird nicht einmal ansatzweise in Rechnung gestellt.

Häufig sind es die unbestreitbaren Entwicklungen des Geburtenrückgangs und der Scheidungshäufigkeit, die vermeintliche Single-Gesellschaft (Hradil, 1995) und die nichtehelichen Partnerschaften, die zu solch weitreichenden Schlussfolgerungen verleiten. Jeweils muss das aber noch nicht unbedingt heißen, was unterstellt wird: nämlich die „post-familiäre Gesellschaft“. Es hat also den Anschein, als würde manches an den zweifellos vorhandenen Tendenzen kräftig überpointiert, so dass unter der Hand die Definitionen und Konzeptualisierungen ihren Versuchs- oder Deskriptionscharakter verlieren und selbst normativ werden (vgl. dazu Levin, 1999, S. 96f.).

I. Notwendigkeit und Begrenztheit der „großen Theorie“ (des familiären Wandels)

Die Familiensoziologie war lange von geringerem Interesse für eine Soziologie, die sich als „Theorie der Gesellschaft“ verstehen wollte. Hier schien die richtige Musik nicht zu spielen (mit Ausnahme vielleicht für die Feministinnen). Das hat sich schlagartig geändert, als „die Familie“ in die große Theoriebildung Eingang fand. Individualisierung, Pluralisierung, Selbst-Thematisierung, Modernisierungsschub, Postmoderne etc. wurden die Schlüsselbegriffe einer nunmehr ganz „modernen“ Familienbetrachtung. Mit ihnen hat man nun die Verhältnisse „zum Tanzen“ gebracht – was nur zeigt, wie wichtig und spannend Begriffe und Theorien sind, um der Wirklichkeit ihre Phänomene abzurufen.

Theoriebildung ist aber auch ein eigener und eigensinniger Erkenntnisvorgang, der die Tendenz hat, zum Selbstläufer zu werden und sich „selbstreferentiell“ zu verhalten. So notwendig Theorien, Konzepte und analytisches Denken sind, um die Wirklichkeit zum Sprechen zu bringen, so unerlässlich ist der Blick auf die Empirie, um den Analysen die notwendige Realitätsanbindung zu gewährleisten. I. Kant hat dieses gegenseitige Bedingungsverhältnis gültig mit dem Satz beschrieben: „Begriffe ohne Anschauung sind leer, Anschauung ohne Begriffe ist blind.“

Dennoch ist das eine nicht auf das andere reduzierbar. Auch die interessanteste Theorie kann das Konkrete („das Leben“) nie ganz treffen oder abdecken. Abstraktion und Konkretion gehören eben jeweils einer anderen Realitätsebene an. Um so mehr müssen sie sich deswegen immer wieder aneinander reiben. Nur so bleiben Konzepte, ad hoc-Theorien, Theorien mittlerer Reichweite und schon gar solche höherer Komplexität wirksame „Greifwerkzeuge“ für das Begreifen der Wirklichkeit. Nur so besitzen sie nicht nur interne Konsistenz und „Stimmigkeit“, sondern auch Informationsgehalt. Dieses Wechselverhältnis gerät – gerade bei den großen Theorieentwürfen – besonders leicht aus dem Blick.

Mein Eindruck ist, dass wir z.Zt. einen solchen Vorgang in der Diskussion um die „postfamiliäre Gesellschaft“ erleben. Solange nicht versucht wird, den großen

(Ent-)Wurf eines gesamtgesellschaftlichen Erklärungszusammenhangs für den Wandel der Familie, so gut es eben geht, empirisch zu kontrollieren (und möglicherweise zu falsifizieren), wird ihm immer etwas von Rhetorik und (politisch-strategisch gemeinter) Dramatisierung anhaften.

2. Die Analyse der Alterskohorten

Von welchen empirisch-analytischen Realitäten reden wir also? Um Genaueres zu erfahren, empfiehlt es sich auch im Zusammenhang mit der Familie – wie bei soziologischen Analysen sonst üblich – nach Regionen (Ländern), Altersgruppen und nach Lebenslagen zu unterscheiden. Auch fällt auf, dass wir wenige Längsschnittanalysen über Familien und familienbezogene Werthaltungen besitzen. M.a.W.: Weitreichende „historische“ Folgerungen im großen „diachronen“ Wurf werden überwiegend aus kurz- und mittelfristigen Zeitreihenvergleichen abgeleitet.

Überdies bietet es sich an, die aggregierten Daten und Umfrage-Ergebnisse – soweit möglich – nach Geburtsjahrgängen aufzusplitten. Fragt man dann ganz naiv danach, wie viele Personen eigentlich in Familien oder anderen Lebensformen leben und in welchen Lebensphasen sie das tun, dann ergibt sich – notwendigerweise – ein erheblich anderes und differenzierteres Bild.

G. Burkart (1995a, S. 5f.) hat dies für Deutschland an den alternativen Lebensformen des Alleinlebens, des „Living apart together“ und der nicht-ehelichen Lebensgemeinschaften (NEL) sehr einleuchtend vorgeführt:

- (1) Der Singularisierungsthese zufolge, wonach der Anteil der Ein-Personen-Haushalte ständig zunimmt (was unbestritten ist), muss auf diesem Weg das Ende der Familie kommen. Denn der Anteil liegt jetzt schon bei 35 % der Haushalte (in den Großstädten bis zu 50 %). Da aber mehr als die Hälfte dieser Personen über 55 Jahre alt ist (die meisten davon also ehemals verheiratete Witwen), muss man sich wohl an die mittlere Altersgruppe der 25-45jährigen halten. Von den 25-35jährigen leben z.Z. immerhin 22 % der Männer und 15 % der Frauen allein in ihrer Wohnung (wobei unklar – weil nicht erhoben – ist, ob sie dies in einer lockeren Partnerschaft tun – eben: „Living apart together“!). Bei den 35-45jährigen sind es aber „nur“ 14 bzw. 8 %. Das ist viel gegenüber früher, aber sicher nicht genug, um das Single-Zeitalter auszurufen (ebd., S. 6). Ganz entdramatisiert erscheint die angebliche Single-Gesellschaft bei Bien und Bender (1995, S. 61ff.). Unter Anwendung einer strengen Definition („wirklich alleinlebend“: ohne Partner und Familie) konnten sie in ihrer Stichprobe von 16000 Befragten nur bis zu 4% Singles ausmachen – eine geradezu zu vernachlässigende Zahl (ebd., S. 89). Waren die Kriterien weniger streng und schlossen auch singlehaftes Verhalten oder partielles Single-Dasein mit ein, dann kamen maximal weitere 20% dazu. Auch das ist kein Zerfall-Szenarium.
- (2) Bei den nichtehelichen Lebensgemeinschaften ist der Anteil der Altersgruppe der 18-35jährigen Frauen zwischen 1972 und 1992 von 0,6 auf ganze 8,8 % gestiegen. Das ist zwar beachtlich, macht aber noch keinen Zerfall von Ehe und Familie aus – vor allem dann nicht, wenn man bedenkt, dass die 35-

55jährigen nur zu 3,7 % in nichtehelichen Lebensgemeinschaften leben. Anscheinend stehen wir hier eher vor einem Übergangsphänomen, das phasenspezifisch auftritt: In der Postadoleszenz („voreheliche Partnerschaften“ junger kinderloser Paare), nach der Scheidung oder nach dem Tod eines Partners (nacheheliche Partnerschaften). Das ist vielfach festgestellt worden, hat aber in der veröffentlichten Meinung kaum Nachhall gefunden. Im Gegenteil: Überwiegend wird ausgeblendet, dass beide Partnerschaftskarrieren meist (wieder) in der Ehe enden (Marbach, Bien & Bender, 1996, S. 41). Diese Ergebnisse werden von Vaskovics et al. (1997, S. 68), Schneider et al. (1998, S. 87) und Lauterbach (1999b, S. 293) vollauf bestätigt. Erstere konnten nur 5%-10% ausdrückliche Ehegegner unter den Mitgliedern nicht-ehelicher Lebensgemeinschaften (NEL) ausmachen, aber 30% Unentschlossene und 60% ausdrücklich Ehemillige! Interessant ist auch, dass nach 6 Jahren 90% der bestehenden „Ehen ohne Trauschein“ in eine formelle Ehe überführt worden waren (Vaskovics et al., 1997, S. 68). Mehr als 51% aller ersten NEL führen bereits zur Ehe; von denen, die eine zweite NEL eingehen, heiraten nochmals 46%. Nach 10 Jahren sind in Lauterbachs Stichprobe $\frac{3}{4}$ der Paare verheiratet (Lauterbach, 1999b, S. 294). Auch wenn anfänglich keine Eheabsicht herrschte, erwies sich die NEL rückblickend als Vorphase zur Ehe. Nichtehele Lebensformen haben eine lange Tradition. 1869 hatten z.B. in Wien nur 36% der Männer geheiratet (Mitterauer, 1983, S. 155). In der Langfristperspektive ist diese Lebensweise heute folglich wieder „normal“ geworden. Die Frage lautet aber „nicht mehr Ehe oder NEL, sondern wann und für wie lange welche Lebensform gewählt wird“ (Vaskovics et al., 1997, S. 35). Beide Arten von Beziehungen sind offensichtlich kein Gegensatz, als der sie häufig behandelt werden. NEL sind eher eine Ausdifferenzierung der Institution Ehe ohne rechtliche Absicherung (Glatzer, 1997, S. 68f.).

- (3) Zudem findet man – selbst bei jungen Erwachsenen zwischen 18 bis 25 Jahren – mehr verheiratete als nichteheliche Paare. Die wichtigste Lebensform dieser Altersgruppe ist aber, was nicht eben erstaunt, das (noch) Ledigsein. Allein für die Altersgruppe der 25 bis 30jährigen kann man – lt. Burkart (1995a) – wirklich von einer Pluralisierung der Lebensformen sprechen, denn hier sind die verschiedenen Stile (Bei-den-Eltern-Leben, Single-Dasein, unverheiratet Zusammenleben, Verheiratet-Sein, Kinder-Haben) etwa gleich verteilt. Bei den Jüngeren dominiert ganz traditionell das Leben in der Herkunftsfamilie, bei den Erwachsenen ab 30 Jahren das Leben in der selbst gegründeten Familie. Das allerdings ist so neu ja nicht. Als Fazit hierzu lässt sich höchstens die ganz bescheidene These vertreten, dass die Familien (laufend) ihr Gesicht verändern: Die angebliche Abkehr von der Familie stellt sich dann eher nur als ein „Aufschub“ der Familiengründung dar! Familien sind kleiner geworden; sie werden biographisch später gegründet und sie werden häufiger wieder aufgelöst (ebd.).

3. Wertwandel oder Zunahme der Ledigen in der Gesellschaft?

Smart (1997, S. 313) hat sehr richtig darauf hingewiesen, dass es sich die Theorie der reinen Verhandlungsehe („confluent love“) wohl zu einfach macht. Lässt man einmal das Schicht- oder Milieu-Argument beiseite, dann wird so getan, als würden Partner nur an sich selbst denken. Als *Familien* jedenfalls müssen schließlich auch die Kinder in den Überlegungen vorkommen. Diese sind nicht irgendeine Verwandtschaft und können – wegen ihrer Abhängigkeit von den Eltern – nicht einfach ausgeklammert werden.

Viele Frauen und/oder Männer bleiben eben in ihren Familien/Beziehungen eingebunden und laufen nicht davon, auch wenn diese „Arrangements“ keine Erfüllung bringen. Sie tun es wegen der Kinder, wegen der Sorge, die diese verdienen und der Liebe, die sie geben und erhalten, und nicht weil sie das Spiel des dauernden, offenen Aushandelns noch nicht richtig begriffen hätten (ebd.).

a) Aber auch in anderer Hinsicht bildet die Modernitätstheorie des ökonomisch-rationalen Beziehungsverhaltens die Realitäten nicht ausreichend ab: Denn insgesamt – national und international – ist die Zustimmung zu Ehe und Familie als Grundwert eines glücklichen und guten Lebens auch bei jungen Menschen außerordentlich hoch (Nave-Herz, 1990, S. 202ff.). In Österreich wollten in den 80er Jahren rd. $\frac{3}{4}$ der Jugendlichen bis zum 30. Lebensjahr verheiratet sein. In der Schweiz beurteilten 1988 84 % der 20 bis 39jährigen die Ehe positiv, weit positiver als das Konkubinat (68 %)! Und auch in Deutschland äußerten unter den 16 bis 18jährigen (!) knapp $\frac{3}{4}$ einen deutlichen Ehwunsch (70 % Jungen, 77 % Mädchen) (vgl. Hettlage, 1998, S. 121). Im Zusammenhang mit der sehr positiven Einstellung von Jugendlichen zu ihren Eltern (Nave-Herz, 1998, S. 300f.) verwundert es nicht, dass die Zwei-Eltern-Familie mit formaler Eheschließung weit überwiegend dominant bleibt. Sie macht 83% aller Familienformen aus. In ihnen wachsen weiterhin 87,5% (Westdeutschland) bzw. 82% (Ostdeutschland) der Kinder unter 18 Jahren auf. Dieser Prozentsatz liegt im Durchschnitt des 20. Jahrhunderts. Da aber der Anteil der Heimkinder wesentlich zurückgegangen ist, „lässt sich sogar von einer Familisierung des kindlichen Aufwachsens in unserer Gesellschaft sprechen“ (Bertram, 1995, S. 20; ähnlich Nave-Herz, 1998, S. 301). Auch hat die subjektive Wertschätzung von Ehe und Familie in West und Ost überhaupt nicht gelitten. „Kinder als Lebenssinn“ findet die höchste Zustimmung unter allen anderen Möglichkeiten (3,5 auf einer 4-stufigen Skala, vgl. Bien, 1996b, S. 253ff, hier 259, 261). Auch wenn wir nicht mehr in einer „verheirateten Gesellschaft“ wie in den 50er und 60er Jahren leben, gilt die Feststellung, dass das Grundmuster pluraler Lebensformen, die Ehepaarbeziehung, als faktische Norm nicht aufgebrochen ist und auch in naher Zukunft nicht in Frage gestellt ist. Die Mehrheit lebt sogar in einer außerordentlich kleinen und kompakten Anzahl von Lebensformen. Von den hohen Zuwachsraten der sogenannten „Alternativen“ darf man sich nicht blenden lassen. Gemessen an der Gesamtbevölkerung handelt es sich makrosoziologisch um nicht allzu bedeutsame Größenordnungen (Höhn & Dorbritz, 1995, S. 169).

Verändert hat sich höchstens, dass die meisten zwar für sich die Ehe „irgendwann“ als selbstverständlich betrachten, ohne allerdings eine allgemeine, auch für andere verbindliche Universalnorm darin zu sehen. Die meisten sind – als Ergebnis der Pluralisierung und Individualisierung – bereit, die Abweichung der anderen als „modern“ zu tolerieren. Offenbar wird die Meinung geteilt, dass es – wie früher auch – neben Ehe und Familie auch noch andere Produzenten von Lebenssinn und Glück gibt.

- b) Ist die Behauptung der „postfamiliären Gesellschaft“ nicht doch eine unzulässige Verallgemeinerung von Erfahrungen mit einem ganz spezifischen, „individualisierten“ Milieu? Unterteilt man nämlich wieder schichtspezifisch, dann sieht man, dass diese Sinnkonkurrenz nicht überall mit der gleichen Intensität erlebt wird. In den Milieus der Arbeiter, einfachen Angestellten und der ländlichen Bevölkerung ist die Familie als Lebensziel immer noch eine weitgehende kulturelle Selbstverständlichkeit („familistische Norm“). Hingegen neigt das (groß)städtische Akademiker-Milieu eher dem offenen Partnerschaftsmodell oder der Ungebundenheit zu (vgl. Bertram, 1994, S. 18f.).

„Postfamiliarität“, sofern es sie überhaupt gibt, ist in der Gesellschaft jedenfalls nicht gleich verteilt. Sie findet ihre größte Resonanz unter Männern und Frauen eines „individualisierten“ Segments, d.h. einer Kategorie von Menschen, die sich einen solchen Stil (im Doppelsinn des Wortes) „leisten“ können.

Es handelt sich folglich um ein Schichtspezifikum, über dessen Verallgemeinerungspotential bisher zu wenig bekannt ist. An sich ist eine solche Milieu-Variante auch gar nicht so neu, nur dass sie nicht mehr auf Bohemiens, ganz Arme etc. beschränkt ist, sondern breitere Teile der Gesellschaft – vermutlich der mittleren und oberen Mittelschicht – erfasst hat.

- c) Nicht geleugnet werden kann – wie gesagt –, dass die Zahl der Ledigen unter 25 Jahren in ländlichen und städtischen Regionen hoch, z.T. sehr hoch ist. So ist ihr Anteil bei den 25 bis 45jährigen (1972-1987) in Berlin von 21% auf 40 %, im „ländlichen“ Saarland von 5% auf 19 % angestiegen. In Metropolen scheint also die Singularisierung – mit den nötigen Einschränkungen und Präzisierungen – das typische Lebensmuster zu sein. Wir wissen aber zunächst nicht,
- (1) ob Singles nicht eine andere Beziehungsform eingegangen sind (living apart together),
 - (2) ob sie in späteren Lebensjahren, also jenseits der 35 oder 40 Jahre, nicht doch noch heiraten, also ob sie die Vorphase zur Ehe nicht einfach nur extrem ausdehnen (und damit meist kinderlos bleiben) (Bertram, 1994, S. 19ff.).
 - (3) Wir wissen aber aus dem Familiensurvey von 1988, dass von den 56 % Verheirateten der Bevölkerung Berlins z.B. rd. 80 % in erster Ehe zusammenleben (20 % Wiederverheiratung), Stabilität in der Ehe und für die Kinder also ein dominantes Merkmal der Lebensführung geblieben ist. Bertram kommt zu der ganz und gar „unmodernen“ Schlussfolgerung: „Anders als viele Krisentheoretiker der modernen Familie behaupten, zeigen jedenfalls die Daten des Mikrozensus, der Volkszählung und die hier wiedergegebenen Ergebnisse des Familiensurveys, dass Ehe und Familie relativ stabil in unserer Gesellschaft

weiterexistieren, bei gleichzeitiger Abnahme der Attraktivität dieser Lebensform bei der jüngeren Generation“ (Bertram, 1994, S. 26).

- (4) Ein bemerkenswertes Ergebnis zur angeblich steigenden „Bindungslosigkeit“ (Beck-Gernsheim, 1994b, S. 131) hat jüngst Klein (1999, S. 469ff.) vorgelegt. Er addierte die Anteile aller in einer (seit über einem Jahr andauernden) Partnerschaft – also in Ehe, nicht-ehelicher Lebensgemeinschaft oder in Partnerschaft ohne gemeinsamen Haushalt lebenden Erwachsenen zwischen 18 und 35 Jahren – zur sogenannten „Bindungsquote“. Überblickt man dann den Zeitraum jener 20 Jahre, in denen der „Individualisierungsschub“ eingetreten sein soll (1968-1988), dann ist diese Quote erstaunlicherweise bei über 70% konstant geblieben. Nur rund $\frac{1}{4}$ dieser Altersstufe lebt in kürzer dauernden Partnerschaften oder ohne eine solche. Unterteilt man diese Kohorte der 18-35-jährigen noch einmal, dann zeigt sich bei den Jungen (18-25 Jahre) eine Bindungsquote von ca. 55%, bei den Älteren (26-35 Jahre) eine solche von 85%. Insgesamt haben die Singles, also Personen ohne feste Partnerbeziehungen (was im Familiensurvey 1988 ausdrücklich erhoben wurde) „ausgerechnet bei der jüngeren Bevölkerung keineswegs zugenommen“ (Klein, 1999, S. 479). Da die sichtbarste Anteilsverschiebung der Alterskohorte der 18-35-jährigen zwischen Verheirateten und den in nicht-ehelicher Lebensgemeinschaft Gebundenen festzustellen war, verstärkt sich der Eindruck, dass dieser letztere Bindungstyp nur der Ausgleich für die allgemeine *Heiratsverzögerung* ist. Nicht so überraschend ist in diesem Zusammenhang, dass die ältere Generation „Ehe als Lebenssinn“ stärker betont, während die jüngere hier viel skeptischer ist (Mittelwert 2,9; Ältere 4,5 auf einer 6-Punkte-Skala). Dasselbe gilt für das Ergebnis, dass Ledige eine skeptischere Einstellung haben als Verheiratete.
- d) Fragt man hingegen nach „Kindern als Lebenssinn“, dann unterscheiden sich Verheiratete in städtischen und ländlichen Gegenden in ihrer extrem positiven Einstellung überhaupt nicht (mit deutlicher Abweichung bei den Jüngeren). Die Ledigen der Stadt- und Landregionen sind – nicht überraschenderweise – sehr viel weniger kinderbezogen als die Verheirateten. Bei letzteren zumindest hat gar kein Wertwandel zwischen den Generationen stattgefunden. Das gilt auch für die Ledigen, deren Wertmuster auch über die Generationen stabil ist. Geändert hat sich im Lauf der Zeit allein die Verteilung zwischen Verheirateten und Nicht-Verheirateten. Letztere hatten immer schon eine skeptische(re) Einstellung zu Kindern. Die Unterschiede sind also nicht Ausdruck des allgemeinen Wertwandels der gesamten Bevölkerung, sondern der Tatsache, dass die Anzahl der (kinderdistanten) Nicht-Verheirateten – egal, ob jung oder alt, städtisch oder ländlich geprägt – zugenommen hat. (Warum letzteres der Fall ist, müsste eigens geklärt werden!)

In diese Richtung stößt auch Genicke (1994, S. 44ff.). Auch er hält aufgrund der Datenlage nichts vom *Werteverfall*. Ausgehend von Klages' Wertuntersuchungen in Deutschland unterscheidet er drei Werttypen (die Idealisten mit hohen Selbstentfaltungsziele, die Hedonisten mit vordergründig materiellen Konsum- und Freizeitzielen und die zahlenmäßig stärkste Gruppe der Realisten, die eine Mischung

aus hohen Pflichtansprüchen mit hoher idealistischer und konsumistischer Selbstentfaltung versuchen).

Befragt man diese drei Handlungstypen nach ihrer Wertorientierung im Hinblick auf die Familie (z.B. bezogen auf den Wert: „Ein gutes Familienleben zu führen, ist sehr wichtig“), dann scheint Bertrams (1994) Abwertungsthese für die ganz Jungen (18 bis 24 Jahre) nur zuzutreffen, sofern sie Idealisten oder Hedonisten, nicht aber wenn sie Realisten sind. Letztere schätzen Familienleben unabhängig vom Alter immer hoch ein! Kontrolliert man den Familienstand, dann zeigt sich wieder, dass bei den Realisten – egal ob verheiratet, verwitwet, geschieden oder unverheiratet – der Wert „Familie“ hoch im Kurs steht (wenngleich bei Geschiedenen und Ledigen die Zustimmungsraten etwas geringer ausfallen). Hingegen suchen Idealisten weniger die Ehe als die offene Partnerschaft, Hedonisten schließlich sehen weder in Familie noch in Partnerschaft eine ähnliche Wichtigkeit, wie sie die Realisten an den Tag legen. Anscheinend schlägt der allgemeine Modernisierungsschub keineswegs zwingend in Ab- und Umwertungen von Ehe und Familie um.

Burkart, Bertram und Gensicke sind der Auffassung, dass man auch künftig kaum damit rechnen kann, dass sich diese Unterschiede einebnen, sondern dass die Polarisierungstendenzen bestehen bleiben oder sogar zunehmen werden. Denn diejenigen, die mit prekären Verhältnissen umzugehen hatten, wussten weltweit immer, dass die Familienbande ein unerlässliches Sicherungsnetz zum Überleben waren (Coenen-Huther, 1994, S. 74ff. spricht von „famille bastion“). Anscheinend gibt es einen stabilen Kern, der für bestimmte Lebensverhältnisse angemessen und außerdem geeignet ist, sich höchst flexibel an neue Verhältnisse anzupassen.

Das gilt um so mehr, wenn man die berühmte „*ceteris paribus*“-Klausel fallen lässt und in Rechnung stellt, dass sich auch und gerade unter modernen Bedingungen der wachsenden Entscheidungsautonomie (für bestimmte Gruppen) bei sich verringern den kulturellen Verbindlichkeiten eine soziale Anomie-Tendenz aufzutut (Hoffmann-Nowotny), die durch starke Bindungen an die Familie kompensiert werden kann.

Um noch einmal H. Gans zu zitieren (1991, S. 20f.): „Familie ist zunehmend auch ein Schutzwall gegen unpersönliche und unfreiwillige Institutionen. Sie bietet emotionale und andere Hilfestellungen, die intensiver als nur die Kameradschaft sind. Wenn das eine bedeutsame und dauerhafte Familienfunktion wird, dann dürfte die Familie eine noch zentralere Institution werden, als sich sogar Sigmund Freud vorgestellt haben mag. Bis dahin ist die einzige sichere Voraussage die, dass die Kernfamilie sich immer gewandelt hat und dass sie bis jetzt deshalb immer überlebt hat.“

Überlebt hat sie deshalb, weil sie einige Funktionen abgegeben, andere geändert, dritte gestärkt, neue soziale Formen entwickelt und vielleicht sogar vergangene Lösungen neuen Bewertungen unterzogen hat. Diese Anpassungsfähigkeit konnte die Familie insbesondere dann zeigen, wenn man sich vor ausdrücklicher und gezielter Familienpolitik nicht gescheut hat.

Literatur

- Allert, T. (1998). Die Familie. Fallstudien zur Unverwüstlichkeit einer Lebensform. Berlin/New York: De Gruyter.
- Beck, U. (1986). Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt: Suhrkamp.
- Beck, U. & Beck-Gernsheim, E. (1990). Das ganz normale Chaos der Liebe. Frankfurt: Suhrkamp.
- Beck-Gernsheim, E. (1994a). Auf dem Weg in die postfamiliale Familie. Von der Notgemeinschaft zur Wahlverwandtschaft. Aus Politik und Zeitgeschichte, 29-30, 3-14.
- Beck-Gernsheim, E. (1994b). Individualisierungstheorie. Veränderungen des Lebenslaufs in der Moderne. In: H. Keupp (Hrsg.). Zugänge zum Subjekt. Perspektiven eine reflexiven Sozialpsychologie (S. 125-146). Frankfurt: Suhrkamp.
- Beck-Gernsheim, E. (1998). Was kommt nach der Familie? Einblicke in eine neue Lebensform. München: C.H. Beck.
- Becker, G. (1974). The theory of marriage. Journal of Political Economy, 82, 11-26.
- Bell, D. (1976). Die Zukunft der westlichen Welt. Kultur und Technologie im Widerstreit. Frankfurt: Fischer.
- Berger, P.L. (1988). Zur Dialektik von Religion und Gesellschaft. Elemente einer soziologischen Theorie. Frankfurt: Fischer.
- Berger, P.L. (1994). Sehnsucht nach Sinn. Glauben in einer Zeit der Leichtgläubigkeit. Frankfurt: Campus.
- Bertram, H. (1994). Die Stadt, das Individuum und das Verschwinden der Familie. Aus Politik und Zeitgeschichte, 29-30, 15-35.
- Bertram, H. (1995). Individuen in einer individualisierten Gesellschaft. In: H. Bertram (Hrsg.). Das Individuum und seine Familie (S. 9-33). Opladen: Leske + Budrich.
- Bertram, H. & Borrmann-Müller, R. (1988). Individualisierung und Pluralisierung familialer Lebensformen. Aus Politik und Zeitgeschichte, 13, 14-23.
- Bien, Walter (1996a). Quo vadis familia? In: ders. (Hrsg.). Familie an der Schwelle zum neuen Jahrtausend. Wandel und Entwicklung familialer Lebensformen (S. 5-22). Opladen: Leske + Budrich.
- Bien, W. (1996b). Einstellungen, Werte und familiale Ereignisse. In: ders. (Hrsg.). Familie an der Schwelle zum neuen Jahrtausend (S. 253-269). Opladen: Leske + Budrich.
- Bien, W. & Bender, D. (1995). Was sind Singles? Ein alltags-theoretischer Zugang zur Problematik. In: H. Bertram (Hrsg.). Das Individuum und seine Familie (S. 61-89). Opladen: Leske + Budrich.
- Burkart, G. (1995a). Zum Strukturwandel der Familie. Mythen und Fakten. Aus Politik und Zeitgeschichte, 52-53, 3-13.
- Burkart, G. (1995b). Individualisierung und Familie in den USA. In: H. Bertram (Hrsg.). Das Individuum und seine Familie (S. 399-428). Opladen: Leske + Budrich.
- Claessens, D. & Claessens, K. (1973). Kapitalismus als Kultur. Entstehung und Grundlagen der bürgerlichen Gesellschaft. Düsseldorf/Köln: Diederichs.
- Coenen-Huther, J. (1994). La mémoire familiale. Un travail de reconstruction du passé. Paris: L'Harmattan.
- Crone, P. (1992). Die vorindustrielle Gesellschaft. Eine Strukturanalyse. München: dtv.
- Dumont, L. (1991). Individualismus. Zur Ideologie der Moderne. Frankfurt: Campus.
- Easterlin, R.A. (1980). Birth and fortune. The impact of numbers on personal welfare. New York: Basic Books.
- Engstler, H. (1999). Die Familie im Spiegel der amtlichen Statistik. Lebensformen, Familienstrukturen, wirtschaftliche Situation der Familien und familiendemographische Entwicklung in Deutschland, 5. Aufl. Bonn: Bundesministerium für Familie und Senioren.

- Erler, M. (1996). Nicht-eheliche Lebensgemeinschaften zwischen Alternative und „Normalität“. *Familie und Recht*, 1, 10-13.
- Gabriel, K. (1979). *Analysen der Organisationsgesellschaft*. Frankfurt/New York: Campus.
- Gans, H.J. (1991). *Middle American individualism*. New York/Oxford: Oxford University Press.
- Gaschke, S. (1999). Das entwöhnte Land. Familienpolitik in der Bundesrepublik. Eine Bestandsaufnahme. „DU“. *Die Zeitschrift der Kultur*, 694, 42f.
- Gensicke, T. (1994). Wertwandel und Familie. Auf dem Weg zu „egoistischem“ oder „kooperativem“ Individualismus. *Aus Politik und Zeitgeschichte*, 29-30, 36-47.
- Giddens, A. (1992). *The transformation of intimacy*. Cambridge: Polity Press.
- Glatzer, W. (1997). Nichteeliche Lebensgemeinschaften. Eheähnlich oder eher alternativ? Stand der Forschung in Deutschland 1996/97. Materialien zur Bevölkerungswissenschaft, 89. Wiesbaden: Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung.
- Gross, P. (2000). Außer Kontrolle? Individualisierung, Pluralisierung und Entscheidung. (Manuskript). Erscheint In: R. Hettlage & L. Vogt (Hrsg.). *Identitäten in der modernen Welt*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Habermas, J. (1985). *Der philosophische Diskurs der Moderne*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Herlth, A., Brunner, E.J., Tyrell, H. & Kriz, J. (Hrsg.) (1994). *Abschied von der Normalfamilie? Partnerschaft contra Elternschaft*. Berlin: Springer.
- Hettlage, R. (1998). *Familienreport. Eine Lebensform im Umbruch*. München: C.H. Beck.
- Hoffmann-Nowotny, H.-J. (1995). Die Zukunft der Familie – Die Familie der Zukunft. In: U. Gerhardt, S. Hradil et al. (Hrsg.). *Familie der Zukunft* (S. 325-348). Opladen: Leske + Budrich.
- Hoffmann-Nowotny, H.-J. (1996). Familie – Ehe – Partnerschaft. Ansichten und Einsichten. *Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft*, 21, 111-130.
- Höhn, C. & Dorbritz, J. (1995). Zwischen Individualisierung und Institutionalisation. Familiendemographische Trends im Vereinten Deutschland. In: B. Nauck & C. Onnen-Isemann (Hrsg.). *Familie im Brennpunkt von Wissenschaft und Forschung* (S. 149-174). Neuwied/Berlin: Luchterhand.
- Hondrich, K.O. (1988). Zur Dialektik von Individualisierung und Rückbindung am Beispiel der Paarbeziehung. *Aus Politik und Zeitgeschichte*, 53 (98), 3-8.
- Honneth, A. (1995). Zwischen Gerechtigkeit und affektiver Bindung – Die Familie im Brennpunkt moralischer Kontroversen. *Deutsche Zeitschrift für Philosophie*, 43 (6), 989-1004.
- Hradil, S. (1987). Individualisierung. In: W. Zapf et al. (Hrsg.). *Individualisierung und Sicherheit. Untersuchungen zur Lebensqualität in der Bundesrepublik Deutschland* (S. 5-41). München: C.H. Beck.
- Hradil, S. (1995). Die „Single-Gesellschaft“. München: C.H. Beck.
- Huininck, J. (1995). Warum noch Familie? Zur Attraktivität von Partnerschaft und Elternschaft in unserer Gesellschaft. Frankfurt/M.: Campus.
- Kaufmann, F.-X. (1988). Familie und Modernität. In: K. Lüscher et al. (Hrsg.). *Die „post-moderne“ Familie* (S. 391-415). Konstanz: Universitätsverlag.
- Klein, T. (1999). Pluralisierung versus Umstrukturierung am Beispiel partnerschaftlicher Lebensformen. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 51 (3), 469-490.
- Lasch, C. (1979). *The culture of narcissism. American life in an age of diminishing expectations*. London: Ephere Books.
- Lauterbach, W. (1999a). Familie und private Lebensform oder: Geht der Gesellschaft die Familie aus? In: W. Glatzer & I. Ostner (Hrsg.). *Deutschland im Wandel* (S. 239-254). Opladen: Leske + Budrich.
- Lauterbach, W. (1999b). Die Dauer nichtehelicher Lebensgemeinschaften. Alternative oder Vorphase zur Ehe? In: T. Klein & W. Lauterbach (Hrsg.). *Nichteeliche Lebensgemein-*

- schaften. Analysen zum Wandel partnerschaftlicher Lebensformen (S. 269-307). Opladen: Leske + Budrich.
- Levin, I. (1999). What phenomenon is family? *Marriage and Family Review*, 28 (3/4), 93-104.
- Luhmann, N. (1975). Selbst-Thematisierung des Gesellschaftssystems. In: ders. (Hrsg.). *Soziologische Aufklärung*, Band 2, (S. 72-102). Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Lüscher, K. (1995). Familie und Postmoderne. In: B. Nauck & C. Onnen-Isemann (Hrsg.). *Familie im Brennpunkt von Wissenschaft und Forschung* (S. 3-15). Neuwied/Berlin: Luchterhand.
- Marbach, J.H., Bien, W. & Bender, D. (1996). Vergleich der Lebensformen in den alten und neuen Bundesländern zwischen 1988 und 1994. In: W. Bien (Hrsg.). *Familie an der Schwelle zum neuen Jahrtausend* (S. 28-59). Opladen: Leske + Budrich.
- Mayer, K.-U. (1996). Familie im Wandel in Ost und West am Beispiel Deutschlands. In: W. Edelstein et al. (Hrsg.). *Familie und Kindheit im Wandel* (S. 13-29). Potsdam: Verlag für Berlin-Brandenburg.
- Mitterauer, M. (1983). *Ledige Mütter – Zur Geschichte illegitimer Geburten in Europa*. München: dtv.
- Mitterauer, M. & Ortmayr, N. (Hrsg.) (1997). *Familie im 20. Jahrhundert. Traditionen, Probleme, Perspektiven*. Frankfurt/M.: Brandes + Apsel.
- Mumford, L. (1980). *Die Stadt. Geschichte und Ausblick*, Band 1, 2. Aufl. München: dtv.
- Nave-Herz, R. (1990). Familie. Das Ende einer Solidargemeinschaft? Zum Wandel von Ehe und Familie in der Bundesrepublik Deutschland. In: R. Hettlage (Hrsg.). *Die Bundesrepublik. Eine historische Bilanz* (S. 202-213). München: C.H. Beck.
- Nave-Herz, R. (1994). Familie heute. Wandel der Familienstrukturen und Folgen für die Erziehung. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Nave-Herz, R. (1998). Die These über den „Zerfall der Familie“. In: J. Friedrichs, R. Lepsius & K.U. Mayer (Hrsg.). *Die Diagnosefähigkeit der Soziologie* (S. 286-315). Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Nisbet, R. (1966). *The sociological tradition*. New York: Basic Books.
- Ogburn, W.F. (1969). Die Ursachen für die Veränderung der Familie. In: ders. (Hrsg.). *Kultur und sozialer Wandel. Ausgewählte Schriften* (S. 238-252) (orig. 1954). Neuwied/Berlin: Luchterhand.
- Schneider, N.F., Rosenkranz, D. & Limmer, R. (Hrsg.) (1998). *Nichtkonventionelle Lebensformen. Entstehung, Entwicklung, Konsequenzen*. Opladen: Leske + Budrich.
- Simmel, G. (1900). *Philosophie des Geldes*. Leipzig: Duncker + Humblot.
- Simmel, G. (1918). *Der Konflikt der modernen Kultur*. München/Leipzig: Duncker + Humblot.
- Simmel, G. (1970). *Grundfragen der Soziologie (Individuum und Gesellschaft)*. 3. Aufl. Berlin: De Gruyter.
- Simmel, G. (1984). Wandel der Kulturformen. In: ders. (Hrsg.). *Das Individuum und die Freiheit* (S. 94-99). Berlin: Wagenbach.
- Simmel, G. (1986). Das Geld in der modernen Kultur. In: ders. (Hrsg.). *Schriften zur Soziologie*, 2. Auflage (S. 78-94) (orig. 1896). Frankfurt: Suhrkamp.
- Smart, C. (1997). Wishful thinking and harmful thinking? *Sociological Reflections on Family Policy*. *Journal of Social Policy*, 26 (3), 301-321.
- Strohmeier, K.P. (1993). Pluralisierung und Polarisierung der Lebensformen in Deutschland. *Aus Politik und Zeitgeschichte*, 17, 11-29.
- Touraine, A. (1976). Krise oder Meditation? In: A. Touraine, H.P. Dreitzel et al. (Hrsg.). *Jenseits der Krise* (S. 19-49). Frankfurt: Syndikat.
- Trotha, T. von (1990). Zum Wandel der Familie. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 42, 452-473.

-
- Vaskovics, L.A., Rupp, M. & Hofmann, B. (Hrsg.) (1997). Lebensverläufe in der Moderne 1: Nichteheleiche Lebensgemeinschaften. Eine soziologische Längsschnittstudie. Opladen: Leske + Budrich.
- Weber, M. (1968). Soziologie, Weltgeschichtliche Analysen, Politik. Stuttgart: Kröner.
- Wohlrab-Sahr, M. (1992). Institutionalisation oder Individualisierung des Lebenslaufs? Anmerkungen einer festgefahrenen Debatte. Bios, 1, 1-19.

Anschrift des Autors:

Prof. Dr. Dr. Robert Hettlage
Universität Regensburg
Lehrstuhl für Soziologie
93040 Regensburg